

[Nachdruck verboten.]

81]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Gallardo setzte sich an den eleganten Tisch, auf dem eine Anzahl von Bronzestatuetten stand, und fand auf seiner Platte nichts Ungewöhnliches, außer dem Staube von mehreren Tagen. Der hohe geräumige Schreibtisch mit zwei Metallpferden darauf trug auch das weiße und reinliche Tintenfaß. Die prächtigen, oben mit kleinen Hundeköpfen verzierten Galter waren ohne Federn. Der große Mann brauchte nicht zu schreiben. Don José, sein Verwalter, besorgte die Kontrakte und alle anderen Dokumente seines Berufs, und er, der Maestro, unterzeichnete sie bedächtig und schwerfällig auf einem kleinen Tisch im Klub der Sierrpesstraße.

Seitlich befand sich der Bücherschrank aus Eichenholz mit stets geschlossenen Glastüren, durch die hindurch mehrere Reihen stattlicher Bände von achtungsgebietender Größe und prächtigem Goldschnitt sichtbar waren.

Als Don José anfang, seinen Maestro als den Stierfechter der Aristokratie herauszustreichen, fühlte auf einmal Gallardo das Bedürfnis, sich dieser Auszeichnung würdig zu zeigen, und er verlegte sich aufs Lernen, damit seine hochgestellten Freunde nicht über seine Unwissenheit spotten konnten, wie sie es bei anderen seiner Berufsgenossen taten. Eines Tages trat er mit entschlossener Miene in eine Buchhandlung ein.

„Schicken Sie mir für dreitausend Pesetas Bücher ins Haus.“

Und als der Buchhändler zögernd da stand, als ob er ihn nicht verstünde, wiederholte der Stierfechter mit größerem Nachdruck:

„Bücher, verstehen Sie mich nicht? . . . Bücher von der besten Sorte und, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, mit Goldschnitt.“

Gallardo war von Aussehen seiner Bibliothek befriedigt. Wenn im Klub über etwas gesprochen wurde, das er nicht verstand, lächelte er mit einem Ausdruck der Zustimmung und sagte wie zu sich selbst:

„Mir scheint, das muß in irgend einem der Bücher stehen, die ich im Schreibzimmer habe.“

An einem regnerischen Nachmittag, an dem er im Hause herumstreifte, ohne zu wissen, was er tun sollte, öffnete er schließlich den Schrank mit großem Respekt und nahm einen Band, den größten, heraus, als ob es ein seinem Heiligtum entriessener Gott wäre. Er verzichtete auf das Lesen der bedruckten Seiten und fing an, die Blätter herumzuwenden, indem er mit kindlicher Freude die Bildertafeln betrachtete. Löwen, Elefanten, Pferde mit wilder Mähne und feurigen Augen, Esel mit farbigen Streifen, wie nach einem Linienblatt gemalt . . . Der Stierfechter ging sorglos auf dem Wege der Gelehrsamkeit weiter, bis er auf die buntgemalten Ringe einer Schlange stieß. Uhl! das Wesen, das böse Wesen! Krampfhaft schloß er die Mittelfinger seiner Hand und richtete den Zeigefinger und den kleinen Finger wie Hörner auf, um das böse Geschick zu beschwören. Er wollte weiter blättern, aber alle Tafeln waren voll von schrecklichen Reptilien, und er hörte auf, schloß das Buch mit zitternden Händen und stellte es in den Schrank zurück, indem er die Worte: „Eidechse! Eidechse!“ aussprach, um den Einfluß dieser unliebsamen Begegnung zu beschwören.

Seitdem wanderte der Schlüssel zum Bücherschrank zwischen Drucksachen und alte Briefe, in die Schublade des Tisches, ohne daß jemand sich seiner erinnert hätte. Der Stierfechter fühlte kein Bedürfnis zum Lesen. Wenn seine Anhänger mit einer Hochzeitschrift zu ihm kamen, die „Feuer und Flammen spie“, das heißt, worin seine Nebenbuhler heruntergemacht wurden, gab Gallardo sie seinem Schwager oder Carmen zum Vorlesen, wobei er, an der Zigarre kauend, mit einem seligen Lächeln zuhörte:

„So ist's recht. Diese Zeitungsschreiber sind doch prächtige Kerle!“

Wenn die Zeitungen gegen Gallardo losgingen, las niemand sie ihm vor, und der Stierfechter sprach mit Verachtung

von denen, die über die Corridos schreiben und nicht einmal fähig sind, in der Arena mit dem Mantel umzugehen.

Sein einsamer Aufenthalt im Arbeitszimmer trug nur dazu bei, seine Unruhe an jenem Morgen noch zu vergrößern. Ohne zu wissen warum, blieb er in den Anblick des Stierkopfes versunken, und die Erinnerung an die schlimmste Begebenheit aus seinem Berufsleben trat lebhaft vor sein geistiges Auge. Es war eine Genugtuung für den Sieger, den Kopf jener wilden Bestie zu allen Stunden sichtbar in seinem Zimmer zu haben. Wie viele Schweißtropfen hatte sie ihm im Zirkus von Saragossa verursacht! Gallardo glaubte, daß jener Stier soviel Verständnis gehabt habe wie ein Mensch. Unbeweglich und mit teuflischer Bosheit in seinen Blicken wartete er, daß der Matador herankäme, und suchte stets, diesen am Körper zu treffen, statt auf das rote Tuch loszugehen. Die Degenstöße gingen durch die Luft, ohne ihn zu verwunden, indem er sie mit seinen Kopfbewegungen parierte. Das Publikum wurde ungeduldig, piffte und verhöhnte den Stierfechter; dieser ging dem Stiere nach, von einer Seite des Rings zur andern, klar bewußt, daß er bei einem direkten Zusammenstoß verlieren würde, bis er schließlich schweißtriefend und erschöpft eine Gelegenheit wahrnahm, den Kampf durch einen verräterischen Seitenstoß nach dem Hals zu beendigen, unter dem wütenden Gebrüll der Zuschauer, die Flaschen und Drangen nach ihm herunterwarfen. Eine schmachvolle Erinnerung! . . . Gallardo hielt schließlich seinen Aufenthalt im Zimmer und den Anblick des unseligen Stierkopfes von so übler Vorbedeutung, wie die Begegnung mit der Einäugigen.

„Verdammte Bestie, verflucht du und dein Herr, der dich aufzog! Wenn doch das Gras, das alle deines Gelichters fressen, zu Gift würdel!“ . . .

Sarabato erschien, um ihm anzuzeigen, daß einige Freunde ihn im Patio erwarteten. Es waren überschwangliche Verehrer des Schauspiels, seine aufrichtigen Anhänger, die ihn in den Tagen der Kämpfe zu besuchen pflegten. Der Matador vergaß augenblicklich alle seine Befürchtungen und ging hinaus mit erhobenem Haupt und stolzer Haltung, wie wenn alle jene Stiere, die ihn in der Arena erwarteten, seine persönlichsten Feinde wären und er keinen größeren Wunsch hätte, als ihnen so bald als möglich gegenüber zu stehen und sie mit sicherem Stoß niederzuwerfen.

Er aß wenig und allein, wie er es an Kampftagen gewohnt war. Als er sich zum Ankleiden anschickte, zogen sich die Frauen zurück.

Der Abschied war, wie zu früheren Malen, verflörend und bedrückend für Gallardo. Die Flucht der Frauen, auf seinen Weggang nicht zu sehen, das schmerzliche Sichaufraffen Carmens, die, während sie ihn zur Tür begleitete, alle Anstrengungen machte, um ruhig zu bleiben, die erstaunte Neugierde der kleinen Keffen, alles griff den Stierfechter an, der aber, als die Stunde der Gefahr herangerückt war, seinen stolzen Mut wiedergewonnen hatte.

„Als ob man mich zum Galgen führte, Donnerwetter! Leb wohl, bis nachher! Verhaltet Euch nur ruhig, es wird nichts passieren.“

Und er stieg in den Wagen, nachdem er sich durch die vor seinem Hause aufgestellten Nachbarn und Neugierigen hindurch, die dem Sennor Juan gut Glück wünschten, Bahn gebrochen hatte.

Wenn der Stierfechter in Sevilla auftrat, war die Unruhe der Seinigen während des Nachmittags größer als gewöhnlich. Es fehlte ihnen die ruhige Ergebung, mit der sie sonst geduldig die einbrechende Nacht und das Eintreffen des Telegramms erwarteten. Hier entfaltete sich die Gefahr in unmittelbarer Nähe und erzeugte den angstvollen Wunsch, von Viertelstunde zu Viertelstunde über den Kampf unterrichtet zu werden.

Der Sattler in seinem hellfarbigen Anzug und mit seinem seidenartigen weißen Filzhut wie ein vornehmer Herr gekleidet, erbot sich, den Frauen Nachrichten zugehen zu lassen, obwohl er über die Grobheit seines berühmten Schwagers ungehalten war. Nicht einmal einen Sitz im Wagen der Cuadrilla hatte er ihm angeboten, um ihn zum Zirkus zu führen! Nach dem Ende eines jeden Stiers, den Juan zu

[Nachdruck verboten.]

81]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Gallardo setzte sich an den eleganten Tisch, auf dem eine Anzahl von Bronzestatuetten stand, und fand auf seiner Platte nichts Ungewöhnliches, außer dem Staube von mehreren Tagen. Der hohe geräumige Schreibtisch mit zwei Metallpferden darauf trug auch das weiße und reinliche Tintenfaß. Die prächtigen, oben mit kleinen Hundeköpfen verzierten Galter waren ohne Federn. Der große Mann brauchte nicht zu schreiben. Don José, sein Verwalter, besorgte die Kontrakte und alle anderen Dokumente seines Berufs, und er, der Maestro, unterzeichnete sie bedächtig und schwerfällig auf einem kleinen Tisch im Klub der Siervasstraße.

Seitlich befand sich der Bücherschrank aus Eichenholz mit stets geschlossenen Glastüren, durch die hindurch mehrere Reihen stattlicher Bände von achtungsgebietender Größe und prächtigem Goldschnitt sichtbar waren.

Als Don José anfang, seinen Maestro als den Stierfechter der Aristokratie herauszustreichen, fühlte auf einmal Gallardo das Bedürfnis, sich dieser Auszeichnung würdig zu zeigen, und er verlegte sich aufs Lernen, damit seine hochgestellten Freunde nicht über seine Unwissenheit spotten konnten, wie sie es bei anderen seiner Berufsgenossen taten. Eines Tages trat er mit entschlossener Miene in eine Buchhandlung ein.

„Schicken Sie mir für dreitausend Pesetas Bücher ins Haus.“

Und als der Buchhändler zögernd da stand, als ob er ihn nicht verstände, wiederholte der Stierfechter mit größerem Nachdruck:

„Bücher, verstehen Sie mich nicht? . . . Bücher von der besten Sorte und, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, mit Goldschnitt.“

Gallardo war vom Aussehen seiner Bibliothek befriedigt. Wenn im Klub über etwas gesprochen wurde, das er nicht verstand, lächelte er mit einem Ausdruck der Zustimmung und sagte wie zu sich selbst:

„Mir scheint, das muß in irgend einem der Bücher stehen, die ich im Schreibzimmer habe.“

An einem regnerischen Nachmittag, an dem er im Hause herumstreifte, ohne zu wissen, was er tun sollte, öffnete er schließlich den Schrank mit großem Respekt und nahm einen Band, den größten, heraus, als ob es ein seinem Heiligtum entriessener Gott wäre. Er verzichtete auf das Lesen der bedruckten Seiten und fing an, die Blätter herumzuwenden, indem er mit kindlicher Freude die Bildertafeln betrachtete. Löwen, Elefanten, Pferde mit wilder Mähne und feurigen Augen, Esel mit farbigen Streifen, wie nach einem Linienblatt gemalt . . . Der Stierfechter ging sorglos auf dem Wege der Gelehrsamkeit weiter, bis er auf die buntgemalten Ringe einer Schlange stieß. Uhl! das Wesen, das böse Wesen! Krampfhaft schloß er die Mittelfinger seiner Hand und richtete den Zeigefinger und den kleinen Finger wie Hörner auf, um das böse Geschick zu beschwören. Er wollte weiter blättern, aber alle Tafeln waren voll von schrecklichen Reptilien, und er hörte auf, schloß das Buch mit zitternden Händen und stellte es in den Schrank zurück, indem er die Worte: „Eidechse! Eidechse!“ aussprach, um den Einfluß dieser unliebsamen Begegnung zu beschwören.

Seitdem wanderte der Schlüssel zum Bücherschrank zwischen Drucksachen und alte Briefe, in die Schublade des Tisches, ohne daß jemand sich seiner erinnert hätte. Der Stierfechter fühlte kein Bedürfnis zum Lesen. Wenn seine Anhänger mit einer Hochzeitschrift zu ihm kamen, die „Feuer und Flammen spie“, das heißt, worin seine Nebenbuhler heruntergemacht wurden, gab Gallardo sie seinem Schwager oder Carmen zum Vorlesen, wobei er, an der Zigarre kauend, mit einem seligen Lächeln zuhörte:

„So ist's recht. Diese Zeitungsschreiber sind doch prächtige Kerle!“

Wenn die Zeitungen gegen Gallardo losgingen, las niemand sie ihm vor, und der Stierfechter sprach mit Verachtung

von denen, die über die Corridos schreiben und nicht einmal fähig sind, in der Arena mit dem Mantel umzugehen.

Sein einsamer Aufenthalt im Arbeitszimmer trug nur dazu bei, seine Unruhe an jenem Morgen noch zu vergrößern. Ohne zu wissen warum, blieb er in den Anblick des Stierkopfes versunken, und die Erinnerung an die schlimmste Begebenheit aus seinem Berufsleben trat lebhaft vor sein geistiges Auge. Es war eine Genugtuung für den Sieger, den Kopf jener wilden Bestie zu allen Stunden sichtbar in seinem Zimmer zu haben. Wie viele Schweißtropfen hatte sie ihm im Zirkus von Saragossa verursacht! Gallardo glaubte, daß jener Stier soviel Verständnis gehabt habe wie ein Mensch. Unbeweglich und mit teuflischer Bosheit in seinen Blicken wartete er, daß der Matador herankäme, und suchte stets, diesen am Körper zu treffen, statt auf das rote Tuch loszugehen. Die Degenstöße gingen durch die Luft, ohne ihn zu verwunden, indem er sie mit seinen Kopfbewegungen parierte. Das Publikum wurde ungeduldig, piffte und verhöhnte den Stierfechter; dieser ging dem Stiere nach, von einer Seite des Rings zur andern, klar bewußt, daß er bei einem direkten Zusammenstoß verlieren würde, bis er schließlich schweißtriefend und erschöpft eine Gelegenheit wahrnahm, den Kampf durch einen verräterischen Seitenstoß nach dem Hals zu beendigen, unter dem wütenden Gebrüll der Zuschauer, die Flaschen und Drangen nach ihm herunterwarfen. Eine schmachvolle Erinnerung! . . . Gallardo hielt schließlich seinen Aufenthalt im Zimmer und den Anblick des unseligen Stierkopfes von so übler Vorbedeutung, wie die Begegnung mit der Einäugigen.

„Verdammte Bestie, verflucht du und dein Herr, der dich aufzog! Wenn doch das Gras, das alle deines Gelichters fressen, zu Gift würdel!“ . . .

Sarabato erschien, um ihm anzuzeigen, daß einige Freunde ihn im Patio erwarteten. Es waren überschwängliche Verehrer des Schauspiels, seine aufrichtigen Anhänger, die ihn in den Tagen der Kämpfe zu besuchen pflegten. Der Matador vergaß augenblicklich alle seine Befürchtungen und ging hinaus mit erhobenem Haupt und stolzer Haltung, wie wenn alle jene Stiere, die ihn in der Arena erwarteten, seine persönlichsten Feinde wären und er keinen größeren Wunsch hätte, als ihnen so bald als möglich gegenüber zu stehen und sie mit sicherem Stoß niederzuwerfen.

Er aß wenig und allein, wie er es an Kampftagen gewohnt war. Als er sich zum Ankleiden anschickte, zogen sich die Frauen zurück.

Der Abschied war, wie zu früheren Malen, verflörend und bedrückend für Gallardo. Die Flucht der Frauen, auf seinen Weggang nicht zu sehen, das schmerzliche Sichaufraffen Carmens, die, während sie ihn zur Tür begleitete, alle Anstrengungen machte, um ruhig zu bleiben, die erstaunte Neugierde der kleinen Keffen, alles griff den Stierfechter an, der aber, als die Stunde der Gefahr herangerückt war, seinen stolzen Mut wiedergewonnen hatte.

„Als ob man mich zum Galgen führte, Donnerwetter! Leb wohl, bis nachher! Verhaltet Euch nur ruhig, es wird nichts passieren.“

Und er stieg in den Wagen, nachdem er sich durch die vor seinem Hause aufgestellten Nachbarn und Neugierigen hindurch, die dem Sennor Juan gut Glück wünschten, Bahn gebrochen hatte.

Wenn der Stierfechter in Sevilla auftrat, war die Unruhe der Seinigen während des Nachmittags größer als gewöhnlich. Es fehlte ihnen die ruhige Ergebung, mit der sie sonst geduldig die einbrechende Nacht und das Eintreffen des Telegramms erwarteten. Hier entfaltete sich die Gefahr in unmittelbarer Nähe und erzeugte den angstvollen Wunsch, von Viertelstunde zu Viertelstunde über den Kampf unterrichtet zu werden.

Der Sattler in seinem hellfarbigen Anzug und mit seinem seidenartigen weißen Filzhut wie ein vornehmer Herr gekleidet, erbot sich, den Frauen Nachrichten zugehen zu lassen, obwohl er über die Grobheit seines berühmten Schwagers ungehalten war. Nicht einmal einen Sitz im Wagen der Cuadrilla hatte er ihm angeboten, um ihn zum Zirkus zu führen! Nach dem Ende eines jeden Stiers, den Juan zu

töten hatte, würde er Bericht über den Verlauf durch einen der vielen um den Zirkus herumstreichenden Jungen senden.

Das Stiergefecht gestaltete sich zu einem rauschenden Erfolg für Gallardo. Als er in den Ring eintrat und den Beifall der Menge hörte, glaubte er, noch höher gewachsen zu sein.

Er kannte den Boden, den er betrat, er war mit ihm vertraut. Der Sand der Arenen übte auf seinen abergläubischen Sinn einen gewissen Einfluß aus. Er dachte an die weiten Zirkusse von Valencia und Barcelona mit ihrem weißlichen Grund; an den dunklen Sand der im Norden gelegenen Plazas, und an die rote Tönung des Sandes im Zirkus von Madrid. Der Sand von Sevilla war von dem der andern so ganz verschieden; es war Sand aus dem Guadalquivir, von hellgelber Farbe. Wenn dieser Sand vom Blute der verwundeten Pferde und Stiere benetzt wurde, dachte Gallardo an die Farben der Landesfahne, derselben, die auf dem Zirkusdache flatterte.

Die verschiedene Bauart der Zirkusse beeinflusste ebenfalls die von dem schnellen Wechsel der Eindrücke unruhig aufgeregte Einbildungskraft der Stiersechter. Sie datierten aus verschiedenen Epochen; einige waren im römischen, andere im maurischen Stil ausgeführt und zeigten die Edele der modernen Kirchenbauten, an denen alles zier- und farblos, leer und kalt erscheint. Der Zirkus von Sevilla aber war die Kathedrale mit reicher Ornamentik, voll stolzer und alter Erinnerungen. Sein Haupteingang stammte aus dem Jahrhundert der gepuderten Perücken, und seinen ockergelben Boden hatten die berühmtesten Kampfhelden betreten, von denen die Geschichte berichtet. Dort waren die glorreichen Erfinder der schwierigen Kampfweisen, die Verbollkommener der Kunst, die gediegenen Gründer der Schule von Ronda mit ihrer ruhigen und geregelten Art, die lebhaften und fröhlichen Meister der Schule von Sevilla mit ihren graziosen Spielen und Bewegungen, die den Zuschauer hinreißten, aufzutreten . . . und dort fühlte auch er an diesem Nachmittag, berauscht vom Beifall, von der Sonne, vom Lärm und vom Anblick eines weißen Schleiers und einer über dem Logenrand lehrenden blauen Wüste sich der größten Wagnisse fähig.

(Fortsetzung folgt.)

Städtebau.

Ausstellung in der Charlottenburger Hochschule.

II.

Auch der Gestaltung der Friedhöfe und Urnenhallen wendet man jetzt mehr Aufmerksamkeit zu. Hier herrscht noch immer der Schematismus greulichster Observanz. Grab an Grab nach dem Lineal ausgerichtet. Hamburg und München stehen hier in erster Reihe. Ihre Friedhöfe haben den stillen Reiz der alten Friedhöfe, die man noch in Dörfern findet. Die Natur ist hier fein einbezogen; traumliche Gänge, hängende Bäume, bunte Beete, dazwischen geschmackvolle, einfache Steine; auch Brunnen und Plastiken von schöner, intimer Wirkung. So ist das Ganze eine Stätte schöner Ruhe, dem die Natur einen stimmungsvollen Rahmen verleiht und nicht ein Dokument bürokratischer Gleichmäßigkeit.

In gleicher Weise beginnt man jetzt von dem Kasernierungsprinzip der Krankenhäuser Abstand zu nehmen. Berlin sieht da wohl in erster Linie. Die Anlage der Krankenhäuser in Buch, Nizdorf lassen nichts mehr von der üblichen, öden Traurigkeit sehen. Kleine Häuser, dazwischen Gärten, lauschige Wege, Aubesänke, so gleicht das Ganze mehr einem intimen Stadtteil; es verleiht das Bild der Stadt und dient zugleich dem Zweck, den Kranken zu erfreuen.

Überall wird jetzt das Problem der Gartenstadt erörtert. Modelle wie das der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, der Gartenstadt Frohnau werden auf alle die, die sich im Häusermeer nach schönem Wohnen, nach Verührung mit der Natur sehnen, Eindruck machen. Fast jede Stadt, kann man sagen, hat jetzt ihre Gartenstädte in der Umgebung. Aber wer errichtet sie? Terraingesellschaften. Diese Lösungen, so reizvoll sie sein mögen, kommen aber nur für die Bevorzugten in Betracht. Das Ideal und das Ziel ist aber, daß alle so wohnen. Diese kleinen Häuschen, die so traumlich im Grünen liegen, und ringsherum schöne Plätze, schattige Alleen — man denkt gar nicht, daß da in der Nähe die ungeheure Großstadt lauert. Aber solch' umfassendes Programm könnte nur durchgeführt werden, wenn eine großzügige Gemeindepolitik damit Hand in Hand ginge. Aber wo ist der Magistrat, der dazu den Mut hätte? Um und teilweise Frankfurt a. M. haben etwas gewagt auf diesem Gebiete; sie haben die Bebauung in eigene Regie genommen und so ist um die Stadt, wo man am billigsten und schönsten wohnt.

Ein spezielles Kapitel dieser Art sind die Arbeiter-

wohnungen.^{*)} Hier ist durch Zusammenschluß die Möglichkeit geboten, sich Vorteile erheblicher Art zu verschaffen. Zweifellos liegt hierin eine große Zukunft und hervorragende Architekten haben sich diesem Problem gewidmet. Man sieht da ganz wunderbare Schöpfungen; mit kleinen Mitteln ist etwas Vorbildliches entstanden. Wiederkehrende Typen der Häuser ermöglichen eine wesentliche Verbilligung; trotzdem sieht das Ganze sehr abwechslungsreich aus, da durch eingestreute größere Häuser, durch verschiedene Gruppierung die Monotonie vermieden ist. Die Traktheit des Dorfes ist hier mit modernen Mitteln nachgeschaffen. Auch im Innern ist alles praktisch und schön gestaltet. Neben den Anlagen, die von den Fabrikhabern geschaffen sind, zeigen die genossenschaftlichen, die sich selbst erhalten, was Zusammenwirken vermag. Von gesundem Wohnen geht alle Kultur aus. Das haben die Engländer begriffen, die sowohl in der Schaffung der Gartenstädte wie der Arbeiterwohnung vorangegangen sind. Ihre Ausstellung bildet einen Glanzpunkt der Veranstaltung. Diese Häuschen sind schließlich einzig in ihrer praktischen Schönheit; zugleich repräsentieren sie einen ganz neuen Typus einer zugleich sachlichen und doch intimen Architektur.

Wenn wir von hier noch einmal zur Stadt und ihrer Innengestaltung zurückkehren, so kommen wir noch auf die Anlage und Führung der Straßen zu sprechen. Wir kennen die Schönheit alter Gassen in Dörfern und winzigen Städten. Dann kam die Großstadt und aus war es mit dem Zauber der Intimität. Lange, mit dem Lineal abgezeichnete Straßen kamen, an denen die Kasernenhäuser aufgereiht standen, eine Straße wie die andere. In der Gegenwart verabscheut man erfreulicherweise dieses unipiforme Regime wieder. Man will — wie überall in der Baukunst — das Alte, das man nun besser versteht, seinem Geiste nach erneuern. Man wagt es wieder, die Straßenluft gefällig zu gestalten; man scheut sich nicht, von dem Lineal abzugehen, die Straßen biegen sich wieder. So werden reizvolle Winkel gebildet. Man hat auch gelernt, von der öden, unnützen Breite abzugehen; man unterscheidet zwischen Verkehrs- und Wohnstraßen; diese werden schmaler angelegt, jene breiter, so daß auch hier Abwechslung geschaffen ist. Und da man nun noch an das Haus und seine Gestaltung sich heranwagt, die Fassade ruhig und einfach und gerade dadurch schön baut, bilden sich Straßenzüge von ganz moderner, neuartiger Prägung, die ungemein wohlthuend auf das Auge wirken. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Photographien, die die Münchener Bauämter schickten und die in jeder städtischen Baubehörde hängen sollten, wo in Beispielen und Gegenbeispielen gezeigt ist, wie unsere Altvorderen schön bauten, wie wir häßlich bauten, roh, unipiform, ohne Sinn für Wirkung im Einzelnen und im Ganzen, wodurch unsere Städte so trist und öde wurden, und wie unsere Gegenwart anfängt, den alten Vorbildern zu folgen und gleichzeitig Neues zu geben. Man erschrickt ordentlich, sieht man die Beispiele aus unseren Städten. Dennoch sind diese öden Straßen, zu denen die vorgetäuschte Stillschade der Mietskasernen geradezu grotesk kontrastiert, Wirklichkeit, ist doch eigentlich jede Straße bei uns so. Selbst da, wo es Heimats-tradition im Bauen gab, in Süddeutschland, in Westdeutschland, im Gebirge, an der See, triumpfierte das Lineal. Aber gerade hier regt sich jetzt das hauskünstlerische Bewußtsein, man erstaunt, daß es nur geringfügiger Änderungen bedarf, wie das Vogenbeispiel zeigt, um das Straßensbild plötzlich schön erscheinen zu lassen, und von hier gehen befruchtende Anregungen aus, so daß man zu hoffen beginnt, daß auch einmal unsere Städte von einer gesunden und reifen Wohnkultur erzählt werden.

Man kann vielleicht auf das Werden der alten Städte hinweisen und sagen, daß so, wie sie entstanden, unregelmäßig, ohne genaue Berechnung der Wirkungen im Einzelnen und im Ganzen, auch unseren modernen Städten in ihrer Entwicklung Freiheit gelassen werden müsse. Aber unsere Zeit ist eine andere. Die Anforderungen hygienischer, baupolizeilicher Art, die Fragen der Rentabilität und manches andere, was gar nicht im Wesen der Baukunst liegt, sind so gewachsen und haben sich so vermehrfältigt, daß ein Vergleich mit früher kaum noch möglich ist. Man kann nicht das eine annehmen und das andere lassen, man muß eine jede Zeit in Wusch und Vogen hinnehmen oder man muß den Vergleich unterlassen. Was herauskommt, wenn der Zufall regiert, davon haben wir allenthalben genügend Beispiele.

Dagegen wendet sich gerade in der Hauptsache solche Ausstellung. Solange die Verhältnisse primitiv sind, mag die Entstehung nach und nach, wie der Zufall es fügt, gerechtfertigt sein. Sobald aber die Anforderungen so kompliziert sind wie in der Gegenwart, wo alle Versuche letzten Endes oft an der Spekulationswut beutegieriger Unternehmer scheitern, muß Ueberlegung dem Zufall gerade entgegenarbeiten; sonst bleibt alles im Stadium der Unvollständigkeit und nie greifen die Einzelheiten zu einem Ganzen zusammen. Diese Tendenz bemerken wir auf allen Gebieten: aus dem Zufalls-walten zur disziplinierten Auswahl, zur Kritik. Das Zwischenstadium, in dem wir uns jetzt befinden, ist das unerquicklichste; da

^{*)} Unser Referent betrachtet hier ausschließlich die ästhetische Seite der Arbeiterhäuser. Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß die vom Unternehmer gebauten und dauernd beherrschten Arbeiterhäuser sozial und politisch ein Unterdrückungsmittel sein können und vielfach auch sein sollen. Die Red.

wird gestiftet und erneuert, da wird versucht und probiert, da schaltet und waltet jede Generation nach Belieben; da sie aber nicht eigenkräftig im Willen ist, borgt sie von vergangenen Stilen, auf den Lehrtischen wird das Heil einer besonderen Stilperiode gepredigt und flugs beginnt die jeweilige Mode, die alle zehn Jahre womöglich wechselt. Aus diesem Wirrwarr herauszukommen, das ist die Tendenz der neuen Baukunst, die sich ihrer sozialen Bedeutung wieder bewußt wird.

Freilich ist das, das dürfen wir uns nicht verhehlen, eine schwierige Aufgabe; so kompliziert, daß es des einmütigen Zusammenwirkens aller beteiligten Faktoren bedarf. Der Architekt unserer Tage ist so sehr überbürdet mit Anforderungen der verschiedensten Art, die ihm anscheinend ganz fernliegen, daß er kaum noch dazu kommt, dem eigentlich Baukünstlerischen zu genügen. Er muß ein ganz starkes Talent sein, um sich durch diesen Wirrwarr hindurchzufinden. Er soll den Bedürfnissen der Besitzer, der Mieter genügen, er muß die Vorschriften der Baupolizei, die oft ganz unsinnig sind, erfüllen, er soll dem Unternehmer die Rentabilität sichern und so fort und noch viel mehr. Was Wunder, wenn seine schöpferische Kraft erlahmt und er froh ist, diesen praktischen Anforderungen gerecht zu werden. Sein ganzes Schmutzbedürfnis konzentriert sich schließlich auf die Außenscheinung und so wird er Fassadenarchitekt. Hier geht er mit dem Unternehmer zusammen, der möglichst die prozente Fassade als Anlockung gebraucht. Daher kommt es, daß unsere Mietshäuser so unlogisch die Scheinpracht der Paläste nachahmen und eine Straße fast eine Repetition aller möglichen Stile darstellt, in der jedes Haus seine Einzelbestimmung betont und möglichst wenig Rücksicht auf den Nachbar nimmt, da ja seine Bestimmung, sein Bestreben ist, sich herauszuheben aus der Umgebung.

Dem gegenüber betont der moderne Städtebau die Rücksicht auf die Gesamtwirkung. In jeder Beziehung. Wir beginnen anders darüber zu denken, wie eine Straße aussehen muß, wie ein Platz sich einfügen soll, wie Gebäude und Anlagen abwechseln müssen, kurz, wie eine Stadt aussehen muß, um würdig sich im einzelnen wie als Ganzes zu repräsentieren.

Diese Ideen sind erst jetzt uns geläufig geworden. Wir beginnen ihnen zu folgen. Das Bewußtsein der Architekten ist erwacht. Wir ahnen wieder die Ziele einer großen Baukunst. Uns schwebt das Ideal einer modernen Baukunst vor, die, ganz und gar erwachsen aus den Bedürfnissen der Gegenwart, diesen genügt und der dann noch die Steigerung zu jener künstlerischen Erscheinung gelingt, die das Kennzeichen jeder echten, starken Epoche war. Damit erst schaffen wir eine Architektur, die dem Geist der großen Vergangenheit ebenbürtig sein kann.

Dieses große Ziel liegt solchem Unternehmen, wie es die Städtebau-Ausstellung darstellt, zugrunde. Hier befindet sich noch alles im Werden. Es gilt erst, diese allgemeine Anschauung zu wecken und zu ihr zu erziehen, auf das öffentliche Bewußtsein einzuwirken. Die Ausstellung bietet vielleicht dem Fachmann und dem, der sich überhaupt mit solchen Fragen beschäftigt, nichts Neues. Es handelt sich vorerst auch nicht darum. Es handelt sich wesentlich einmal um Propaganda für diese neue, sozialere Anschauung.

Diese Anschauung gipfelt darin, daß eine Stadt nicht nur ein Komplex von Mietshäusern und offiziellen Gebäuden ist, sondern ein Symbol. Ein immer gegenwärtiges Symbol eines starken Gemeinheitsgefühls, ein Denkmal der tätigen Kräfte der rastlos arbeitenden Gegenwart.

In der Tat, was könnte losender sein als die Aufgabe, ein Gemeinwesen so zu schaffen, daß alle Menschen, die in ihm arbeiten und leben menschenwürdig wohnen, daß sie ihre Stadt nicht hassen, sondern lieben, da sie ihnen die Grundbedingungen einer schönen Existenz bietet. In diesem Sinne wird die Architektur erst wieder zu dem, was sie in den großen Epochen der Vergangenheit war: die Mutter aller Künste und die Behälterin des Lebens. Denn erst auf diesem Fundament erwachen die anderen Künste wie aus natürlichem Boden und man kann sagen, die Zielunsicherheit aller anderen Künste rührt daher, weil sie sich loslösen von dem Zusammenhang mit der Baukunst. Sie mühten sich aber loslösen, weil die Baukunst verwilderte und aus einer Kunst, die im Leben einer umfassenden Gemeinsamkeit wurzelt, zu einem Spekulationsobjekt wurde.

Wir begrüßen also diese neue Entwicklung, weil wir in ihr die Möglichkeiten einer besseren Zukunft ahnen. Aber wir müssen uns bewußt sein, daß diese nur dann kommen wird, wenn aus den Vorschlägen und Entwürfen, aus den Ideen und Versuchungen Taten werden. Dazu bedarf es der rastlosen, unermüdbaren Mitarbeit aller, und in diesem Sinne sei die Städtebauausstellung eine Station auf einem langen Wege, den wir gehen müssen, ein Dokument eines neuen, starken Gemeinheitswillens. E. B. W.

Gleislose Bahnen.

Zu den vielen Projekten, die eine Lösung der Verkehrsfragen in Groß-Berlin herbeiführen sollen, ist nach Mitteilungen in den Tageszeitungen in letzter Zeit ein neues hinzugekommen. Die Verkehrsdeputationen von Schöneberg und Charlottenburg sollen miteinander über den Bau einer gleislosen elektrischen Bahn zwischen Bahnhof Ebersstraße und Zoologischer Garten verhandeln. Die Bezeichnung „gleislose Bahn“ ist nicht glücklich ge-

wählt, da mit dem Begriff einer Bahn immer auch die Vorstellung von Gleisen verknüpft ist. Viel besser bezeichnet das Wesen dieses neueren Verkehrsmittels der Ausdruck elektrische Omnibusse mit Oberleitung. Man kommt mit diesen Omnibussen, wie so oft in der Technik, auf Vorschläge zurück, die zu Beginn einer technischen Epoche gemacht wurden, wegen der mangelhaften technischen Hilfsmittel aber nicht durchgeführt werden konnten.

Schon bevor man Eisenbahnen in unserem heutigen Sinne mit ihrem eigenen Schienenweg baute, war man der Ansicht, daß der auf der Landstraße ohne Schienen dahinrollende Dampfwagen das gegebene und einzig mögliche Verkehrsmittel sei. Zum Glück für die Entwicklung des Verkehrs hat man bald diesen Gedanken aufgegeben und die Vorzüge der Gleise erkannt. In den letzten Jahrzehnten ist aber dieser ursprüngliche Gedanke durch die Automobile, die heute auf allen Landstraßen zu finden sind, wieder aufgenommen und in die Praxis umgesetzt. Es gibt oft Strecken zwischen benachbarten Gemeinden usw., für die die Anlage einer elektrischen Schienenbahn aus finanziellen Gründen oder aus bestimmten Eigenheiten des Verkehrs vollkommen un-durchführbar ist, die aber trotzdem ein moderneres und zweckmäßigeres Verkehrsmittel als den Pferdeomnibus sehr gut vertragen können. Hier setzt das Automobil in Gestalt des Autoomnibusses ein und befriedigt dieses Bedürfnis in einfacher Weise.

Die bayerische Post läßt z. B. im Sommer zwischen viel besuchten Ausflugsorten, wie zwischen Berchtesgaden und dem Königssee, Autoomnibusse verkehren, die sich vorzüglich rentieren und den Massenverkehr leicht bewältigen können. Dem Autoomnibus, der durch Verbrennungsmotoren angetrieben wird, haften aber eine Reihe von Mängeln an. Vor allem sind jedem Berliner die angenehmen Düste und der Lärm bekannt, den diese Ungetüme verursachen, Nachteile, die sich wohl vermindern, aber sich nie ganz beseitigen lassen. Sie haben aber auch noch innere Nachteile, die nicht sofort zu erkennen sind. Sie sind z. B. noch ziemlich teuer im Betrieb, da sie, abgesehen von den Brennstoffkosten, infolge ihres großen durch die Motoren bedingten Gewichtes, große Ausgaben für die Gummibereifung verursachen. Die Explosionsmotoren lassen sich ferner nicht überlasten und sind daher Steigungen sowie schwierigen Betriebsverhältnissen nicht gut gewachsen.

Die Dampfmaschine ist in dieser Beziehung viel besser als der Explosionsmotor. Man hat daher auch versucht, moderne automobile Dampfwagen, deren bester Vertreter der Serpollet-Wagen sein dürfte, zu bauen. Die Komplizierung, die durch den Kessel, durch das Mitführen von Wasser und Brennstoff entsteht, ist jedoch so groß, daß diese Wagen auch heute keinen Erfolg haben können.

Es ist unzweifelhaft, daß die idealste Lösung der Frage der durch Elektromotoren betriebene Omnibus, das Elektromobil, ist. Der Elektromotor kann sich wie keine zweite Arbeitsmaschine den jeweiligen Verhältnissen anpassen, er arbeitet geräusch- und geruchlos und ist auch im Betrieb billig, vorausgesetzt, daß man sich die erforderliche Elektrizität zweckmäßig beschaffen kann. Und darin liegt der wunde Punkt in der Verwendung des Elektromobils. Man ist in der Regel gezwungen, die Stromquelle in Gestalt von Akkumulatoren im Wagen mit sich zu führen. Durch diese Akkumulatoren wird vor allem das „tote“, nutzlose Gewicht, das der Wagen befördern muß, stark erhöht, da der „leichte“ Akkumulator trotz aller Erfindungen Edisons noch nicht existiert. Es werden ferner die Bedienungskosten beträchtlich erhöht, die Betriebssicherheit vermindert und schließlich der Wirkungskreis des Wagens sehr eingeschränkt, weil man nur eine bestimmte Menge elektrischer Energie in der Batterie aufspeichern und mit sich führen kann. Das Elektromobil ist daher, wenn es eine Batterie mit sich führt, nur ein Stadtwagen, und auch hier ist seine Rentabilität ziemlich fraglich.

Ganz anders wird es jedoch, wenn den Elektromotoren eines Elektromobils die elektrische Energie von außen, genau so wie einer elektrischen Straßen- oder Vollbahn, durch Drähte zugeführt wird. Dieser Gedanke wurde wohl zuerst von Schiemann im Jahre 1901 auf der gleislosen elektrischen Bielatalbahn in der sächsischen Schweiz in die Praxis umgesetzt.

Die elektrischen Omnibusse durchfahren dort eine zum Teil gut chaussierte, zum Teil gepflasterte Straße mit einer Geschwindigkeit von 12 Kilometern in der Stunde. Gleise oder Schienen sind nicht vorhanden, so daß an der Straße nichts geändert wurde. Dagegen befindet sich über der Straße, genau wie bei einer Straßenbahn, ein Fahrdrabt, der mittels einer Kontaktfange den Strom den Motoren zuführt. Ein zweiter Drabt übernimmt die Rückleitung des Stromes zum Elektrizitätswerk, die sonst den Schienen zufällt. Die Drähte sind in einer Höhe von sechs Meter gespannt, so daß der gewöhnliche Verkehr durch den elektrischen Betrieb gar nicht gestört wird. Nach demselben System von Schiemann ist auch in den letzten Monaten eine gleislose „Elektrische“ zwischen dem italienischen Städtchen Pirano und dem Seebad Portorose dem Verkehr übergeben. Der Verkehr, der in der Badefaison ziemlich lebhaft, aber doch nicht lebhaft genug ist, um eine Dampfbahn rentabel zu machen, wurde bis jetzt von Eselfuhrwerken und Pferdeomnibussen bewältigt. Die Anlage einer Schienenbahn verbot sich auch durch die Enge der dem Meer abgewonnenen Fahrstraße. Es wurde jetzt eine Oberleitung ge-

